

Zeitschrift: Archives héraldiques suisses = Schweizerisches Archiv für Heraldik = Archivio araldico Svizzero
Herausgeber: Schweizerische Heraldische Gesellschaft
Band: 32 (1918)
Heft: 1

Artikel: Bernische Wappentafeln und Staatskalender
Autor: Mülinen, W. Fried. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-744772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bernische Wappentafeln und Staatskalender,

von † Prof. Dr. W. Fried. von Mülinen¹.

Von der Bedeutung, die der Kalender einst hatte, macht man sich heute keinen Begriff mehr. In manchem Hause war er neben der Bibel das einzige Druckwerk. Er enthielt innerhalb der eigentlichen Verzeichnisse der Monate und Tage ein Verzeichnis der Heiligen, die als Zeitbestimmung allen bekannt waren. Jacobi wurden die Dienstboten gedungen, Verenaes Markt gehalten, Martini die Zinse bezahlt. Das galt lange noch in protestantischen Landen, und erst in den letzten Jahrzehnten wich man von diesen Gebräuchen ab. Daneben standen in den Kalendern eine Reihe von Zeichen, die auch dem Analphabeten geläufig waren. Diese Zeichen hatten teils astronomischen Charakter, teils bezogen sie sich auf die sogenannten „Praktiken“; sie lehrten auf die Gesundheit achten, auf Aderlass, Schröpfen und Purgieren, Haar- und Nägelschneiden und gaben Regeln für Haus und Stall und Feld².

Wenn die Kalender sich einer solchen Beliebtheit erfreuten, lag es nahe, sie in einem gefälligen Kleide erscheinen zu lassen. Bereits im 15. Jahrhundert schmückte sie eine Kopf- und Randleiste mit Bildern von Heiligen, mit Tierkreis- und Monatsfiguren. Die Kopfleiste zeigte bald ganze Szenen geistlichen und weltlichen Inhalts. Die Verwendung von roter und schwarzer Druckerfarbe trug nicht wenig zur Belebung bei. Verhältnismässig spät wurden in Bern Kalender gedruckt. Lässt sich ja überhaupt erst 1537 ein Drucker bei uns nachweisen.

Die Stadtbibliothek besitzt einen bernischen Kalender von 1539, einen Druck von Mathias Apiarius, der in der Kopfleiste das von Löwen gehaltene Standeswappen unter dem Reichsschild in einer architektonischen Umrahmung zeigt, wie sie auf Glasgemälden beliebte: rechts Gottvater, links der Kaiser. Die Randleisten weisen die Wappen der Vogteien des deutschen Gebiets von Bern.

Diese Ausschmückung beschränkte sich mit der Zeit nicht mehr auf Kopf und Rand, und die anfänglichen Holzschnitte wichen Kupferstichen, die im 18. Jahrhundert so gross wurden, dass mehrere Platten in Anspruch genommen werden mussten. Die figürlichen Zutaten nahmen so überhand, dass für den eigentlichen Kalender nur ein kleiner Raum mehr übrig blieb. Das war namentlich der Fall am Hofhalt der Fürstbischöfe von Basel und im Stifte Beromünster und griff über auf Solothurn.

In Zürich, Bern und Freiburg hielt man sich in bescheideneren Maßen. Dafür kam hier ein reicher heraldischer Schmuck auf, der alles überwucherte, ja schliesslich den Kalender ganz verdrängte.

¹ Dieser Vortrag wurde von Prof. von Mülinen im Lesesaal der Stadtbibliothek Bern vor dem Historischen Verein des Kantons Bern am 5. November 1915 gehalten anlässlich einer Ausstellung von Wappentafeln und Staatskalendern.

² Hans Kögler, Einige Basler Kalender des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde 1909,

Zeitlich hängt diese Entwicklung mit dem Ausgang des zweiten Villmergenkrieges zusammen, aus dem die protestantischen Städte als Sieger hervorgingen. In der plastischen Kunst, in Musik und Dichtung wurde der grosse Erfolg gefeiert. Der Staat war gesättigt und wollte sich seines Wohlstandes freuen. Bezeichnend ist hiefür das Oberbild von Herborts Stadtplan von 1730 mit seiner überaus reichen, fast katholisierenden Allegorie. Wenn nun erst noch ein Mann an der Spitze des Staates stand, der diese Prachtliebe fast verkörperte und dem seine eigenen Mittel ein grosses Auftreten erlaubten, so wollen wir uns nicht wundern, wenn dieses selbstzufriedene Gefühl in mancher Darstellung zum Ausdrucke gelangte.

Hiezu kam noch die Freude am Wappenwesen, die in Bern zu allen Zeiten gross war. Es braucht nicht an das alte Guglerlied erinnert zu werden, das den Bären feiert. In der Hauptkirche prangt das Bernerwappen im Mittelfenster des Chors, und diesen Rang behauptet es erst recht in den Kirchen der Landschaft. Von der sichtbarsten Schlossmauer des Amtssitzes blickte das Wappen über die Vogtei. Als die Waadt eingenommen ward, war man gleich bereit, das Herrschaftszeichen überall anzubringen. Ja schon vorher hatten einzelne eroberte Gebiete einen Teil der heraldischen Bärenfigur als Wappen annehmen müssen, so Nidau, Büren, Aeschi, Ober-Siebental und Erlach. Die Glasmalerei förderte diese Wappenfreude erst recht. Im Beginne des 17. Jahrhunderts erschien bereits des Glasmalers Mathis Walther Wappenbüchlein der bernischen Schultheissen. *Qualis rex, talis grex*. Jede in Bern verburgrechtete Familie hatte ihr Wappen und sorgte je nach ihrem Vermögen für seine Vervielfältigung auf allen möglichen Haus- und Schmuckgeräten. Früher als an vielen andern Orten waren hier nicht-ritterliche Bewohner der Stadt zu einem Wappen gekommen, das allerdings oft noch das Handwerk der Vorfahren bezeichnete oder ein blosses Hauszeichen war. Zu Ansehen und Reichtum gelangt, änderte manche derartige Familie ihr Zeichen. Die hakenartige Figur der Krauchtal wurde zum Rechtschrägbalken, die gekreuzten Gerbermesser der Wabern zu einem Andreaskreuz. War solches bereits im 14. und 15. Jahrhundert vorgekommen, so wurde das besonders in der Zeit der Fall, wo das Patriziat sich bildete. Ich will nur an die Hackbrett erinnern, die noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein Hackbrett führten, es aber tauschten gegen ein schönes Heroldsbild, wie es ähnlich die Tillier gemacht hatten. Andere, die Herrschaftsherren waren, liebten es, ihr Wappen mit dem der Herrschaft zu quadrieren. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts glaubte ein jeder, sein Wappen beliebig ändern zu können. Die Diplomsucht tat das Ihrige, indem durch Quadrierung mit ältern Wappen oder Beigabe von fürstlichen Ehrenzeichen das alt-hergebrachte „gebessert“ wurde.

Das Wappen war nun aber seinem Begriffe nach etwas festes, das nicht nach Belieben geändert werden durfte, so wenig wie heutzutage der Name. Es war ein bestimmtes Zeichen, das mit bestimmtem Rechte geführt wurde und obrigkeitlich geschützt war, wie heute eine Handelsmarke. So erachtete es die Obrigkeit als geboten, ein Auge auf diese Veränderungen zu werfen und ihnen entgegen zu treten. Die Burgerkammer fing 1684 an, alle Wappen zu examinieren. Ein neues Stammbuch wurde 1711 angelegt, in dem alle Wappen der regiments-

fähigen Familien eingetragen wurden. Wie sie da standen, sollten sie auch bleiben. Wichtigere Geschäfte — gerade der Villmergenkrieg — verzögerten die ganze Angelegenheit. Aber als man die Arbeit wieder aufnahm, war die Stimmung nur noch schärfer geworden. Dieser Strenge war schon kurz zuvor ein kunstreiches Werk zum Opfer gefallen.

Es war im Jahre 1726, als der Burgdorfer Johann Grimm, einst ein Schüler Werners und später selbst Leiter einer Zeichen- und Malschule in Bern, ein Künstler, der Porträts, Miniaturbilder und auch Landschaften malte, der Obri- gkeit eine Arbeit übergab, auf die er jedenfalls viele Zeit und Mühe verwendet hatte. Er nannte sie: „Perpetuum mobile. Immerwährende Ehrenpforten“. Ich will sie beschreiben, wie sie heute vor uns steht.

Das ganze Gemälde sollte einen Begriff vom damaligen Bern geben. Es war, wie der Titel es ausdrückte, architektonisch als Triumphbogen gehalten. Eine Reihe allegorischer Figuren krönt das Gesims. Gerade unter diesem befindet sich das Standeswappen, von Bären gehalten. Darunter der souveräne Rat in seinem gewölbten Saale versammelt, eine feine, wertvolle Malerei. Zwischen dem Standeswappen und der Ratssitzung zieht sich in Goldbuchstaben auf dem ganzen Friese die Inschrift hin: *Supremus magistratus Bernensis*.

Zur Seite neben dem Rate sind zwei Medaillonsbilder, rechts St. Georg mit den Worten: *Consilio et virtute*, links ein Storch, der seine Jungen füttert, mit den Worten: *Pietate et Industria*. Darunter die Wappen der Schultheissen Hieronymus von Erlach und Isaak Steiger.

In der Mitte, also gewissermaßen im offenen Bogen der Ehrenpforte ist die Hauptkirche, unser Münster, als das erste Gebäude der Stadt. Darüber und zur Seite auf Metallplättchen die Wappen der Ratsmitglieder, auf deren äussern Seiten etwas kleiner die Wappen der Zweihundert, und zu äusserst die Wappen der Bürgerfamilien. Darunter drei kleine Ansichten: Spital, die Stadt vom Kirch- feld aus gesehen und das Kornhaus. Das Stadtbild ist eine überaus feine Miniatur.

Es folgt noch unten ein braunes Gesimse, auf dem man die Worte liest: Die Herren Sechzehner des Jahres. Darunter stehen aber nicht deren Wappen, sondern mit der Überschrift „Zünfte Hochloblicher Statt Bern, aus welchen Meine Gnädigen Herren die Sechzehner erwählet worden“, die Wappen der damals be- stehenden Gesellschaften. Zu unterst die Wappen der Vogteien und, von Bären gehalten, die Wappen der vier Gesellschaften, deren Venner den vier Land- gerichten vorstanden.

Damit sind wir aber keineswegs am Ende der Beschreibung angelangt. Die ganze Arbeit, ein wirkliches Kunstwerk, enthielt noch mehr. Das Bild des souveränen Rates war auf eine Metallplatte aufgeklebt, die man wie eine Türe öffnen konnte. Auf ihrem Rücken und im neuen Felde der ganzen Tafel ist eine Ansicht und der Grundriss des grossen Spitals sichtbar. Die Malerei hat, wie die ganze Tafel, offenbar von der Wärme gelitten. Sie hatte sich gekrümmt und schien verloren zu gehen. Der Gemälderestaurator Eduard Olbertz in Zürich, der die Schultheissen- und Generäle-Porträts dieses Bibliotheksaales hergestellt hat, hat mit vieler Sorgfalt auch das kleine Bildchen behandelt. Wir kamen dann

überein, es nicht mehr auf dem Türchen zu befestigen. Sie werden gleich hören, warum — sondern auf Holz aufzukleben und dieses gesondert aufzuhängen.

Das Türchen nämlich war eine Kupferstichplatte, die allerdings arg mishandelt und, damit sie hieher passte, auch gekürzt worden war. Auf ihr entdeckten wir das Bild des Pfarrers Melchior Düringer. Was der Grund war, dass die Kupferplatte ihrer Bestimmung entzogen wurde — Abzüge scheinen nie gemacht oder vernichtet worden zu sein — wissen wir nicht. Es ist ein vergrämtes, abgezehrtes Gesicht. Der arme Mann, der Feldprediger in Catalonien gewesen war, offenbar in einem bernischen Regimente im Dienste der Krone von Frankreich, war Pfarrer zuerst in Seedorf, dann in Meikirch. Nach wenigen Jahren gab er sein Amt auf, zog nach Deutschland, kehrte aber in seine Heimat zurück, wo er Professor honorarius der Kirchengeschichte und Chronologie wurde, „anbey aber“, sagt Leu, „ein einsames und wunderliches Leben geführt, endlich aber an dem Neujahrstag 1723, da in dem Haus, wo er sich aufgehalten, ein Brunst entstanden, zum Fenster hinaus gesprungen und in dem 76. Jahr seines Alters zu todt gefallen.“

Noch eine weitere Abschweifung mögen Sie mir erlauben. Auch das Bild der Mitte hat seine Geheimnisse. In dorso des Münsters ist die Heilig-Geist-Kirche, eine ungemein saubere Malerei. Gegenüber aber ist der Münsterlettner mit der Orgel, wie er 1727 erbaut worden war. Wer sich die Orgel vergegenwärtigt, die heute im Münster steht, dem fallen Verschiedenheiten mit unserer Zeichnung auf. Wir wissen, dass die Orgelfiguren von der Geistlichkeit heftig angegriffen wurden, als ein Werk, das mit dem protestantischen Glauben, ja mit dem apostolischen Glaubensbekenntnis und den 10 Geboten im Widerspruch stehe. Die Obrigkeit hielt dem Ansturm zunächst stand; später wurden die Zieraten der Orgel doch geändert. Über diesen fast ergötzlichen Streit berichtet Herr Dr. Fluri im Münsterbaubericht von 1911. Das Äussere der alten Orgel ist uns in Grimms Tafel also noch erhalten. So enthält sie alles mögliche, was uns wertvoll ist.

Grimms Hauptgedanke aber war, dass er etwas Praktisches, Dauerhaftes geschaffen habe. Denn die Wäppchen der Schultheissen und Ratsherren konnte man abnehmen und nach den Bürgerbesatzungen jeweilen ersetzen. So sollte das Ganze ein immerwährender Regimentskalender sein. Das eigentliche Kalendarium war ausgefallen. Grimm wollte auch allen, die ein neues Wappen angenommen oder erhalten oder denen ein Diplom, ein Titel gegeben, Freude machen und hatte alle die Neuerungen genau sich gemerkt und eingetragen. Da waren die Freiherren von Bondeli mit ihrem mit dem preussischen Adler gevierteten Wappen, die Freiherren von Sinner, ebenfalls mit geviertetem Wappen, ähnlich die Ritter von Müller, die Ritter von Willadingen, auch mit geviertetem Wappen, die Freiherren von Steiger, die Ritter von Tillier, die Edlen von Stettler und von Jenner und von Fellenberg.

[Fortsetzung folgt].